



KBV

Ingrid Davis

AAACHENER ZWIETRACHT

Der siebte Fall für Britta Sander



Kriminalroman

Von der Autorin bisher bei KBV erschienen:

Aachener Todesreigen

Aachener Intrigen

Aachener Gangster

Aachener Untiefen

Aachener Abgründe

Aachener Abrechnung

Ingrid Davis (Jahrgang 1969) ist gebürtige Aachenerin und begann bereits im Alter von zehn Jahren mit dem Schreiben von Kurzgeschichten, Novellen und Gedichten. Ihr Weg führte sie nach dem Studium (Englische Literatur und Geschichte) jedoch zunächst nicht in die Schriftstellerei, sondern ins Marketing und Projektmanagement. Hauptberuflich ist sie auch heute noch als Marketingmanagerin tätig und lebt in Aachen. Neben dem Krimischreiben verbringt sie ihre Freizeit gerne mit Reisen, Kino, Literatur und Strategiespielen.

Aachener Zwietracht ist der siebte Band der Reihe um die schlagfertige Privat-Ermittlerin Britta Sander, die ein verhängnisvolles Talent besitzt, in gefährliche Situationen zu geraten.

Ingrid Davis

AACHENER ZWIETRACHT

Britta Sanders siebter Fall

KBV

Originalausgabe

© 2022 KBV Verlags- und Mediengesellschaft mbH, Hillesheim

www.kbv-verlag.de

E-Mail: info@kbv-verlag.de

Telefon: 0 65 93 - 998 96-0

Umschlaggestaltung: Ralf Kramp

unter Verwendung von © Markus - [Fotolia.de](https://www.fotolia.de),

© fotofred8848 und © Destina - stock.adobe.com

Lektorat: Volker Maria Neumann, Köln

Print-ISBN 978-3-95441-602-8

E-Book-ISBN 978-3-95441-613-4

Für Rob.
Ik hou van jou.

Inhalt

PROLOG SAMSTAG, 6. JANUAR

MONTAG, 2. APRIL

DIENSTAG, 3. APRIL

MITTWOCH, 4. APRIL

DONNERSTAG, 5. APRIL

FREITAG, 6. APRIL

SAMSTAG, 7. APRIL

SONNTAG, 8. APRIL

MONTAG, 9. APRIL

DIENSTAG, 10. APRIL

FREITAG, 13. APRIL

SONNTAG, 15. APRIL

EPILOG

DANKE!

PROLOG

SAMSTAG, 6. JANUAR

04:35 Uhr

Tschö, ihr Süßen, seid brav, heute Nachmittag bin ich wieder da.«

Als sie die Haustür ins Schloss zog, schmunzelte Nina vor sich hin. Sie war gespannt, wie ihre beiden Katzen »brav« heute wieder auslegen würden. Immerhin hatten sie dieses Jahr den Weihnachtsbaum nicht mehr als großes Spielzeug benutzt, ein klarer Fortschritt im Vergleich zum Vorjahr.

Sie drehte den Schlüssel sorgsam zweimal im Schloss. Als alleinstehende Frau konnte man nicht vorsichtig genug sein. Wehmütig dachte sie daran, dass das vorletzte Weihnachtsfest das erste nach der Scheidung und sehr, sehr einsam gewesen war. Sie hatte sich zwar an allen Feiertagen freiwillig für die Spätschichten im Krankenhaus gemeldet, aber auch das hatte nichts an der Stille im Haus geändert, wenn sie nach Schichtende müde zurückkehrte. Wenigstens hatte sie die Kätzchen gehabt.

Wie anders war es doch dieses Jahr gewesen! Zwar hatte sie Julius immer noch nicht persönlich getroffen – seine Eltern lebten in Süddeutschland, und er war über Weihnachten dorthin gefahren, um sie zu besuchen –, aber

allein das Wissen, dass es wieder jemanden gab in ihrem Leben, hatte alles verändert. Die Weihnachtslichter hatten heller gebrannt, die Weihnachtsmusik schöner geklungen, und sie hatte vor lauter Freude wahre Plätzchenlawinen gebacken und alle Welt damit bedacht.

Stirnrunzelnd sah sie zur Lampe über der Haustür hoch. Eigentlich hätte die automatisch angehen müssen, als Nina aus der Haustür trat. Sie hoffte, dass nur die Birne kaputt war und nicht der Bewegungsmelder. Sich jetzt darum zu kümmern, hatte sie keine Zeit, sie war schon spät dran, und die Stationsschwester verstand bei Unpünktlichkeit keinen Spaß. Also schloss sie im Dunkeln die Tür ab, steckte den Schlüssel in ihre Handtasche und ging vorsichtig die zwei Treppenstufen bis auf den Gartenweg hinunter. Ihr war noch nie aufgefallen, wie dunkel es in ihrem kleinen Vorgarten war, wenn die Lampe über der Haustür nicht brannte. Vom Weg vor dem Gartentörchen fiel auch kein Licht aufs Grundstück. Vielleicht hätte sie bei den letzten Nachbarschaftstreffen doch stärker darauf drängen sollen, eine Laterne auf dem Privatweg aufzustellen, der ihr gemeinsam mit den Nachbarn gehörte. Aber niemand außer ihr hatte Interesse daran, das Geld dafür auszugeben. Kein Wunder, von den anderen lebte ja auch keiner allein. Früher hatte Helmut sich immer um solche Dinge gekümmert. Seit er ihr im Zuge der Scheidung das Haus überlassen hatte, musste sie sich selbst mit solchen Dingen befassen, und sie stellte immer wieder fest, dass es mit ihrem Durchsetzungsvermögen nicht weit her war.

Grimmig runzelte sie die Stirn. Dann musste sie das eben ändern. Auch wenn es jetzt Julius in ihrem Leben gab, der nicht so klang, als würde er sich von anderen Menschen viel bieten lassen, konnte sie sich nicht immer darauf verlassen, dass jemand anderes für sie in die Bresche

sprang. In ihrem Job als Krankenschwester hatte sie noch nie Schwierigkeiten gehabt, ihren Standpunkt zu vertreten und sich durchzusetzen. Aber da ging es ja meist um andere, nicht um sie selbst. Sobald es um ihre eigenen Interessen ging, fehlte ihr der Biss.

Hatte ihr der Biss gefehlt, sagte sie sich energisch. Beim nächsten Nachbarschaftstreffen würde sie die Laterne erneut zur Sprache bringen und nicht lockerlassen, bis sie hatte, was sie wollte.

In diesem Moment nützte ihr dieser Entschluss allerdings nichts. Und die Finsternis war ihr unheimlich. Sie zog ihr Handy aus der Tasche und suchte nach der Taschenlampen-App. Sie hatte sie länger nicht mehr gebraucht, aber jetzt war sicher der richtige Moment, um sie wieder in Betrieb zu nehmen. Sie wollte sich schließlich auf dem Weg zur Hauptstraße und zur Bushaltestelle nicht irgendwas brechen. Dann bemerkte sie, dass ihr Handy nur noch eine Akkuladung von elf Prozent anzeigte. Sie fluchte leise und gab die Suche nach der Taschenlampen-App auf. Sie meinte sich zu erinnern, dass ausgerechnet diese App sehr viel Akku verbrauchte, und sie wollte keine Nachricht von Julius verpassen, bevor sie auf Station ankam und das Handy aufladen konnte.

Nachdem sie das Smartphone wieder in ihre Handtasche gesteckt hatte, tastete sie sich also vorsichtig in der Dunkelheit durch den kleinen Vorgarten, öffnete das niedrige, stets quietschende Gartentörchen, das mehr Deko war als Absperrung, und schloss es hinter sich. Gott sei Dank war der Weg vor dem Haus – eigentlich mehr eine kurze Gasse – nicht sehr lang. Sie würde versuchen, sich in der Mitte zu halten. Dort fiel noch am ehesten etwas Licht von der angrenzenden städtischen Straße hin.

Beherzt machte sie einen Schritt weg vom Gartentörchen, dann einen zweiten. Beim dritten landete

ihr Fuß im Nichts. Bevor sie begriff, was geschah, war der Boden unter ihren Füßen verschwunden, und sie fiel in ein tiefes Loch, das sich unvermittelt vor ihr aufgetan hatte. Der Scheiß-Kanal, dachte sie noch, bevor ihr Kopf hart auf eine der metallenen Tritte krachte, die in den Rand des Kanalschachts eingelassen waren. Die Welt um sie herum löste sich im Bruchteil einer Sekunde in dunkles Nichts auf.

Nina hatte bei ihrem Sturz in den Kanalschacht keinen Ton von sich gegeben. Dennoch wartete der Mann, der sich in der dunklen Gasse hinter einem Mauervorsprung verborgen hatte, einige Minuten, ob sich irgendwo etwas regte. Schließlich löste er sich lautlos aus dem Schatten und knipste eine kleine Taschenlampe an, sobald er den offenen Kanalschacht erreicht hatte. Erfreut sah er, dass Ninas Handtasche nicht mit ihr in das Loch, sondern neben dem Kanalschacht auf den Boden gefallen war. Im Schein der Lampe warf er einen prüfenden Blick in den vielleicht sechs Meter tiefen Kanalschacht, dessen Deckel er vor weniger als einer Stunde geöffnet hatte. Ninas Körper lag auf dem Grund des engen Schachts, Arme und Beine unnatürlich verrenkt. Der Kopf ruhte in einer verdrehten Stellung an der Schachtwand, und auf der Gesichtsseite, die ihm zugewandt war, sah er die tiefe, grässliche Wunde, die die Metallstufe geschlagen hatte. Der leise, wimmernde Ton, den Nina von sich gab, sagte ihm, dass sie noch lebte. »Perfekt«, flüsterte er, »perfekt.«

Er prüfte, ob der weiße Ganzkörperoverall, ob Handschuhe, Gesichtsmaske und Schuhüberzieher richtig saßen, und kletterte anschließend hinter Nina her in den Schacht. Es war eng dort unten, aber das ließ sich nicht ändern.

»Helfen Sie mir«, wisperte Nina, fast unhörbar.

»Natürlich«, flüsterte er zurück, den Mund so nah an ihrem Ohr wie ein Liebhaber. »Gleich tut es nicht mehr

weh.« Dann hob er den Arm mit dem Metalltritt, den er vor Kurzem in einem Kanalschacht in Merzenich entwendet hatte – genau für diesen Moment. Er schlug mit voller Wucht in die offene Wunde. Der letzte Rest an Körperspannung entwich aus der jungen Frau, und er wusste, sie war tot.

Der Killer kletterte aus dem Kanalschacht und warf noch einen letzten Blick auf sein Opfer, bevor er die Handtasche aufhob, mit schnellen Schritten durch die Dunkelheit zu Ninas Haustür lief und im Inneren verschwand.

Wenig später trat er wieder aus dem Haus. Er ging zum Schacht zurück und drapierte die offene Handtasche, sodass es so aussah, als hätte sie jemand durchwühlt, den Inhalt dabei auf den Boden fallen lassen und zum Schluss die Tasche achtlos beiseite geworfen. Als er zufrieden einen letzten prüfenden Blick auf sein Werk warf, umspielte ein grausames, kleines Lächeln seine Lippen. »Der erste Nagel in deinem Sarg«, flüsterte er, bevor er sich abwandte, seine Taschenlampe ausknipste und geräuschlos in der Dunkelheit verschwand. Ninas Smartphone nahm er mit.

MONTAG, 2. APRIL

00:05 Uhr

Herzlich Willkommen, Frau Sander. Willkommen bei der Gilde der Unsichtbaren!«

Die Stimme der groß gewachsenen Frau im grauen, bodenlangen Kapuzenumhang und goldener Augenmaske klang freundlich, aber bestimmt, und aus den Augenschlitzen der venezianischen Maske funkelten uns wache, grüne Augen entgegen. Ich nahm an, dass es sich um die Präfektin der Gilde höchstselbst handelte, die uns ein halbes Jahr zuvor auf die Fährte des berüchtigten Postkartenkillers geführt und uns vor wenigen Wochen die Einladung zu dieser Veranstaltung anonym hatte überbringen lassen.

Die Tatsache, dass hinter der Frau ungefähr einhundert weitere maskierte Gestalten in grauen Kapuzenumhängen standen, hätte man vielleicht als bedrohlich empfinden können. Aber ich war viel zu neugierig auf die Auflösung des Rätsels um die geheimnisvolle Gilde der Unsichtbaren, das uns jetzt schon über so viele Monate hinweg begleitete. Selbst jetzt, als ich in einem Raum mit der Gilde stand, hatte ich noch immer keinen blassen Schimmer, wer diese Leute waren und was sie von mir wollten.

»Sie wundern sich vermutlich über die Umstände unseres Zusammentreffens«, fuhr die Frau fort.

Wie sie darauf nur kommt.

»Das kann man wohl sagen«, antwortete ich, während ich mir das Hirn zermarterte, warum mir der Festsaal, in dem wir standen, so bekannt vorkam. »Schönes Ambiente und schicke Kostüme, wirklich. Am meisten wäre uns allerdings mit Informationen gedient.« Ich zählte an den Fingern meiner rechten Hand ab: »Wer Sie sind; warum Sie sich verkleiden; und vor allem, was Sie von mir wollen.«

Mein bester Freund Tahar Karim, französischer IT-Spezialist und so gut wie immer an unseren Ermittlungen beteiligt, hatte mich sicherheitshalber zu diesem geheimnisvollen ersten Treffen mit der Gilde begleitet, und aus dem Augenwinkel sah ich, wie sich bei meinen Worten ein Grinsen auf seinem Gesicht breitmachte. »Wie immör ausnehmönd diplomatisch«, flüsterte er, »bloß nicht gleich mit der Tür ins Haus fallön.«

Die vermeintliche Präfektin lächelte amüsiert. »Ich hatte schon gehört, dass Sie nicht lange um den heißen Brei herumreden, Frau Sander. Ich muss Sie noch um ein kleines bisschen Geduld bitten, aber ich darf Ihnen versichern, dass Sie heute Nacht Antworten auf all Ihre Fragen bekommen werden.«

»Wird auch Zeit«, brummte ich.

In dem Rucksack, den ich auf dem Rücken trug, befanden sich ein grauer Kapuzenumhang, wie alle anderen Anwesenden ihn trugen, eine tiefschwarze Augenmaske aus Samt und eine blutrote Spange, mit der man den Umhang am Hals verschließen konnte. Diese drei Gegenstände hatte ich, immer im Abstand von einigen Monaten, anonym vor meiner Wohnungstür gefunden – ohne eine Erklärung, was es damit auf sich hatte.

Jetzt sah ich, dass auch die Spange der Präfektin, wie ihre Maske, goldfarben war, während alle anderen graue Masken und in dunklem Grün schimmernde Spangen

trugen. Irgendetwas hatten die abweichenden Farben meiner Maske und meiner Spange also zu bedeuten. Nur was?

»Wären Sie so freundlich, mir Ihre Gilden-Insignien auszuhändigen?«, sagte die Präfektin, und nach einem kurzen Blick zu Tahar, der auch nur ratlos mit den Schultern zucken konnte, nahm ich den Rucksack ab und reichte ihn ihr.

Daraufhin drehte sie sich um, und ohne dass sie etwas sagen musste, öffnete sich in der Menge zu unserer Rechten eine Gasse, durch die sie auf ein leicht erhöhtes Podest am Kopfende des Saals zuschritt.

Tahar lehnte sich zu mir herüber. »Hast du einö Ahnung, wo wir sind?«, raunte er mir ins Ohr.

Ich sah mich etwas genauer um. Der große Festsaal war in freundlichem Gelb gestrichen, und auf der langen Raumseite uns gegenüber gab es drei große Fensternischen, umrahmt von roten, gerafften Vorhängen. Rechts und links standen zwei waschechte Ritterrüstungen und in der mittleren Nische eine Art Thron. Die Lichter in den schwarzen Deckenleuchtern waren zwar elektrisch, wirkten aber eher wie helles Kerzenlicht. Als ich die Ritterrüstungen registrierte, fiel mir auch wieder ein, wann ich die schon mal gesehen hatte.

»Im Festsaal der Burg Stolberg«, flüsterte ich zurück. »Also nicht allzu weit von zu Hause.«

Meine Schwester Petra und ihr Mann Gregor hatten ihre Hochzeit hier gefeiert, aber da der Saal ohne Tische, Stühle und Hochzeitsdeko ganz anders aussah, war ich nicht sofort darauf gekommen.

Die Präfektin war inzwischen an der kleinen Podestbühne am Kopfende des Saals angekommen und hatte sich vor einem der zwei Stühle, die dort standen, aufgestellt. Mein Rucksack war auf wundersame Weise verschwunden,

während ich mich im Saal umgesehen hatte. Mit einer Hand machte sie eine einladende Geste, die mich aufforderte, nach vorne zu gehen und auf dem Stuhl ihr gegenüber Platz zu nehmen.

»Ach, was soll's«, sagte ich, zuckte mit den Schultern und marschierte auf sie zu, Tahar dicht auf meinen Fersen. Als ich mich auf den freien Stuhl gepflanzt hatte, nahm die Präfektin ebenfalls Platz und wartete, bis sich die Reihen der Anwesenden wieder geschlossen hatten.

Sie fixierte mich mit einem durchdringenden Blick. »Wenn Sie gestatten, erläutere ich Ihnen kurz, wer wir sind, was uns umtreibt und warum wir Sie hergebeten haben. Danach können Sie entscheiden, ob Sie mit uns zusammenarbeiten wollen oder nicht.« Als ich nichts sagte, sprach sie weiter. »Wie Sie Ihrer Einladung entnommen haben, befinden Sie sich auf einer Versammlung der Gilde der Unsichtbaren, genauer gesagt auf einer Versammlung des Ältestenrats der Gilde. Unser Bund hat sehr viel mehr Mitglieder, als heute hier sein können, aber alle, die anwesend sind, gehören unserer Gilde bereits seit vielen Jahren, teils schon seit Jahrzehnten an.« Sie machte eine kurze Pause und fuhr dann fort. »Die Gilde selbst wurde 1978 hier in Aachen gegründet. Wir feiern also in diesem Jahr unser vierzigjähriges Bestehen und sind inzwischen in ganz Deutschland vertreten. Ich selbst habe vor einigen Jahren das Amt der Präfektin übernommen und trage die Verantwortung für die gesamte Gilde.«

Erneut schien sie abzuwarten, ob ich etwas sagen würde, und sprach dann weiter. »Der Auslöser für die Gründung der Gilde waren Ereignisse, die den Gründungsmitgliedern vor Augen geführt haben, in welcher besonderen Situation sie waren und welche Verantwortung für das Gemeinwesen diese mit sich bringen kann.«

Bis jetzt verstehe ich Bahnhof.

»Es war an einem lauen Juliabend im Sommer 1977, als eines unserer Gründungsmitglieder in einem alteingesessenen Unternehmen hier in Aachen seiner Arbeit nachging, die darin bestand, die Büroräumlichkeiten zu reinigen. Auf Wunsch der Firmenleitung wurden die Büros am Abend geputzt, wenn die Belegschaft bereits nach Hause gegangen war. Wie so oft war aber an diesem Abend der Juniorchef des Unternehmens noch in seinem Büro, und wie immer schenkte er der Frau, die für Ordnung und Sauberkeit sorgte, keinerlei Beachtung. Sie war für ihn unsichtbar.«

Nachtigall, ick hör dir trapsen.

»Allerdings war die Frau doch sehr überrascht, wie vollkommen unsichtbar sie für besagten Juniorchef war. Denn während sie noch seine Regale abstaubte, tauschte er sich am Telefon mit einem Komplizen aus – über den Betrug, mit dem er seinen Vater und dessen Firma um Millionen erleichtert hatte. Wie Sie sich vorstellen können, traute die Frau ihren Ohren kaum. Und nachdem sie einige Tage mit sich gerungen hatte, wie sie mit dem Gehörten umgehen sollte, vertraute sie sich einem Kollegen an – dem Chauffeur des Juniorchefs. Sie kannte den Chauffeur seit vielen Jahren, da sie auf die gleiche Schule gegangen waren. Trotzdem befürchtete sie, von ihm verlacht zu werden. Stattdessen vertraute er der Frau umgekehrt an, dass Dinge, die er in der Vergangenheit im Auto des Juniorchefs gehört und nicht verstanden habe, auf einmal einen sehr unerfreulichen Sinn ergäben.«

Ich hatte mich vorgebeugt, denn langsam fing es an, interessant zu werden. Als die Präfektin eine wohlgesetzte Pause machte, sagte ich ungeduldig: »Und?«

»Die beiden fassten sich ein Herz und vertrauten sich dem Seniorchef an. Und verloren zum Dank beide ihren Job. Der alte Patriarch wollte nicht wahrhaben, dass sein

Sohn ihn systematisch hinterging und ausnahm – und, was man damals noch nicht wusste, er hatte selbst einiges zu verbergen. Zudem empörte er sich darüber, dass das ›niedere Fußvolk‹, wie er das nannte, Vorwürfe gegen jemanden erhob, der in Hierarchie und Gesellschaft – aus seiner Sicht – über ihnen stand.«

So was hab ich doch schon mal irgendwo gehört.

»In diesem speziellen Fall hatten die beiden Helden unserer Geschichte also trotz ihrer Aufrichtigkeit nichts ausrichten können und haben im Gegenteil sogar einen hohen Preis für ihr Pflichtbewusstsein bezahlt, denn sowohl Patriarch als auch Juniorchef warfen die beiden nicht nur raus, sondern taten ihr Möglichstes, um den beiden bei der Suche nach neuen Anstellungen Steine in den Weg zu legen. Sie wissen – Aachen ist ein Dorf. Man kennt sich.«

Sie nahm einen Schluck Wasser aus einem Glas, das neben ihr auf einem unauffälligen, kleinen Tischchen stand. Dann sprach sie weiter. »Unsere beiden Gründungsmitglieder haben damals sehr schnell begriffen, was da vor sich ging und warum sie zwar immer wieder zu Vorstellungsgesprächen eingeladen wurden, sie aber die Jobs nie bekamen. Mit einer guten Portion Trotz haben sich beide selbstständig gemacht – sie mit einem Gebäudereinigungsunternehmen, er mit einer Fahrschule. Und ich freue mich sehr, sagen zu können, dass beide Unternehmen auch heute noch erfolgreich am Markt sind – wohingegen das Familienunternehmen, mit dem alles seinen Anfang nahm, zwei Jahre nach den Vorfällen, die für uns interessant sind, endgültig vor dem Aus stand. Nicht zuletzt, weil bei einer Steuerprüfung der Seniorchef der Steuerhinterziehung überführt werden konnte – und zwar in einem Ausmaß, das selbst die Steuerprüfer mit den Ohren schlackern ließ – wenn ich das so salopp formulieren darf.«

»Dürfen Sie«, sagte ich grimmig. *Mit Leuten, die meinen, die Regeln gelten nur für die anderen, hatte ich schon immer meine Probleme.* »Sind die beiden mit dem, was sie wussten, damals nicht zur Polizei gegangen?«

Die Präfektin schüttelte den Kopf. »Der Seniorchef war mit dem damaligen Polizeipräsidenten sehr gut bekannt. Ob das eine Rolle gespielt hätte, wussten sie zwar nicht, wollten aber das Risiko nicht eingehen, auch dort vor eine Wand zu laufen oder, schlimmer noch, in Schwierigkeiten zu geraten. Vielleicht hätten sie anders gehandelt, wenn sie gewusst hätten, dass nicht nur der Seniorchef um sein Geld gebracht wurde, sondern auch das Gemeinwesen. Wie dem auch sei – was die beiden sehr viel mehr umtrieb als die Art, wie man mit ihnen umgegangen war, war die Erkenntnis, in welcher einzigartigen Position sie sich befanden. Natürlich wussten sie auch vor den Ereignissen in besagtem Familienunternehmen, dass es Menschen gibt, für die bestimmte Personen quasi Luft sind. So sehr Luft, dass man nicht einmal darüber nachdenkt, was man vor ihnen sagt oder was man in den Mülleimer wirft, den sie täglich leeren. Ebenso wurde ihnen bewusst, dass eine ganze Reihe von Leuten glaubt, das Ausüben einer einfachen Tätigkeit sei gleichbedeutend mit einem niedrigen Intelligenzquotienten. Solche Menschen kommen nicht auf die Idee, dass jemand vielleicht keine weiterführende formale Bildung genossen hat – dass er oder sie deswegen aber nicht dümmer sein muss als sie selbst. Oder dass jemand vielleicht sogar die gleiche Ausbildung absolviert hat wie sie, aber aus den verschiedensten Gründen trotzdem in einem einfacheren Beruf arbeitet. Und den beiden wurde sehr schnell klar, dass es ungeahnte Möglichkeiten eröffnet, wenn man unterschätzt wird.«

Die Stimme der Präfektin klang nicht so alt, dass sie eins der Gründungsmitglieder hätte sein können – trotzdem wurde ich das Gefühl nicht los, dass sie mit einem oder beiden etwas Besonderes verband. »Und was führte von dieser Erkenntnis zur Gründung einer Gilde?«, fragte ich.

»Eigentlich ganz einfach – der Wunsch, Verantwortung zu übernehmen. Verantwortung dafür, dass Menschen nicht mit einem Verbrechen davonkommen, weil es niemand bemerkt«, antwortete die Präfektin. »Vor allem die Art und Weise, wie ihre Entdeckung unter den Teppich gekehrt worden war, hatte unsere beiden Gründungsmitglieder in dem Wunsch bestärkt, solcherlei Machenschaften auf die Spur zu kommen und dafür zu sorgen, dass die Schuldigen sich einer gerechten Strafe nicht würden entziehen können.«

Wieder trank sie einen Schluck Wasser. Es war lecker warm im Festsaal, und unter Umhang und Maske litt die Präfektin sicher nicht an Unterkühlung.

»Die Idee mit der Gilde ist natürlich nicht mal so eben vom Himmel gefallen«, fuhr sie fort. »Sie entstand nach einiger Zeit, in der sich die beiden intensiv mit dem Thema auseinandergesetzt und mit vielen Menschen in anderen Berufsgruppen gesprochen hatten, deren Situation sie ähnlich einschätzten wie ihre eigene.«

»Sie meinen solche Berufe, deren Ausübende gerne übersehen werden?«, fragte ich nach.

»Ganz genau«, nickte die Präfektin.

»Und was für Berufsgruppen waren das?«, fragte ich.

Sie wandte den Kopf und gab damit das Wort offensichtlich an die anderen verhüllten Gestalten im Raum. Jede Antwort kam aus einer anderen Richtung, jede von einer anderen Person.

»Toilettenfrauen«, begann eine tiefe, weibliche Stimme mit starkem Öcher Einschlag.

»Zimmermädchen.« Diese Stimme klang sympathisch verschmitzt.

»Chauffeure.« *Aha, Männer haben sie auch.*

»Taxifahrer und Taxifahrerinnen.«

»Kellner und Kellnerinnen.«

»Garderobenpersonal.«

»Friedhofsgärtner und -gärtnerinnen.«

»Kehrmännchen.«

Ich musste schmunzeln. Die alte Öcher Bezeichnung für den Beruf des Straßenreinigers war bestimmt nicht mehr politisch korrekt, aber ein Stück Heimat, dem man am Annuntiatenbach sogar ein eigenes Denkmal gesetzt hatte.

»Obdachlose.«

Bei der letzten Nennung wandte ich den Kopf in die Richtung, aus der sie vermutlich gekommen war – genau konnte man das nicht sagen.

»Gibt es ein Problem?«, fragte die Präfektin.

»Nein, nein. Ich hätte Obdachlosigkeit nur nicht als Beruf definiert.«

Die Präfektin lächelte. »Das ist natürlich richtig, aber in unserer Gesellschaft sind gerade Obdachlose für viele Menschen unsichtbar. Gerade die Brüder und Schwestern aus dieser Gruppe haben schon äußerst wertvolle Beiträge geleistet.«

Ich nickte und dachte an Kornel Mommertz, der im Fall des Postkartenkillers dafür gesorgt hatte, dass das Verschwinden von Karin Franke im vergangenen Jahr überhaupt bemerkt wurde und Karin Franke, die sich wochenlang in den Klauen des Postkartenkillers befunden hatte, damit das Leben gerettet hatte.

»Die Gilde hat in ganz Deutschland inzwischen einige Tausend Mitglieder, die sich alle der – wie wir finden – guten Sache verschrieben haben.«

Mehrere Tausend Augen und Ohren? Da wird ja selbst die NSA neidisch.

»Damit wir uns nicht missverstehen, Frau Sander: Wir sind keine Bande von Spitzeln oder gar der Amateurzweig verirrter Geheimdienstpolitik, der sich anmaßt, unbescholtene Bürger so gläsern zu machen, dass es für niemanden mehr eine respektierte Privatsphäre gibt. Wir gehen lediglich mit offenen Augen und Ohren durchs Leben und möchten einen Beitrag dazu leisten, dass in unserer Gesellschaft keine Dinge ungesühnt bleiben, die gegen die Regeln unseres Zusammenlebens verstoßen.«

»Mh-hm.« So recht wusste ich noch nicht, was ich davon halten sollte, was sie mir da erzählte. »Und wie genau habe ich mir dieses ›Augen und Ohren offen halten‹ vorzustellen?«

»Jedes unserer Mitglieder gibt Dinge, die ihr oder ihm zu Ohren kommen und die möglicherweise auf eine Straftat oder einen anders gearteten Regelverstoß hinweisen könnten, zum Protokollieren an unsere Buchwächter.«

»Buchwächtör?«, kam mir Tahar, der direkt neben dem Podest stand, mit seiner Frage zuvor. Ich sah auf seinem Gesicht all die Fragezeichen, die ich im Kopf hatte.

»Ja, ganz recht, Herr Karim. Unsere Buchwächter haben damals die Aufgabe übernommen, alle Einzelinformationen aufzunehmen, sie niederzuschreiben und auf mögliche Querverbindungen hin zu untersuchen. Wie Sie sich denken können, eine Aufgabe, die ganz besondere Anforderungen an das Verantwortungsbewusstsein und vor allem die Diskretion dieser Personen stellt.«

»Ihre Datenschutzbeauftragte möchte ich jedenfalls nicht sein«, rutschte es mir heraus, aber zu meiner

Überraschung war die Antwort nicht betretenes Schweigen, sondern heiteres Gelächter im Saal.

»Sehr elegant auf den Punkt gebracht, Frau Sander«, schmunzelte die Präfektin. »Wie ich bereits sagte, eine ganz besonders verantwortungsvolle Aufgabe, in jeglicher Hinsicht. Und eine Aufgabe, bei der sorgfältige Kategorisierung, Verschlagwortung und das Herausarbeiten thematischer oder anderer Zusammenhänge unverzichtbar sind. Aus diesem Grund hat man sich damals auf die Suche nach Bibliothekaren und Bibliothekarinnen gemacht, die diese Aufgabe übernehmen würden.«

Ich kratzte mich am Kopf und kniff mir mit der anderen Hand unauffällig ins Bein – nur um sicherzugehen, dass ich die ganze Nummer hier nicht doch gerade träumte.

»Gehe ich recht in der Annahme, dass sich inzwischen auch eine zweite Berufsgruppe um das Protokollieren und die Analyse der gesammelten Daten kümmert? Bei einigen Tausend Paar gespitzter Ohren könnten Sie ja eine ganze Armee beschäftigen und würden es trotzdem nicht schaffen, alles zu analysieren und Querverbindungen herzustellen.«

»In der Tat. Mit den stetig wachsenden Mitgliederzahlen wurde nicht nur das Erfassen, sondern vor allem das Auswerten eine immer größere Aufgabe, die manuell schlicht nicht mehr zu bewältigen war, zumal alle Gildemitglieder ihre Aufgaben ehrenamtlich versehen. Wir haben keine hauptamtlichen Mitarbeiter oder Mitarbeiterinnen, und niemand von uns bekommt Geld für seine oder ihre Tätigkeit für die Gilde.«

Ich hob eine fragende Augenbraue. »Niemand?«

»Niemand.« Sie ließ dieses Wort eine Weile im Raum stehen, bevor sie weitersprach. »Uns blieb vor ein paar Jahren also gar nichts anderes übrig, als den Einstieg ins

digitale Zeitalter zu schaffen. Das ging einher mit Überlegungen, die wir schon lange angestellt hatten – nämlich, dass auch gewisse Berufsgruppen in der Informationstechnologie quasi unsichtbar sind, wenn auch deren Arbeit deutlich mehr geschätzt und ungleich besser entlohnt wird als die vieler anderer Mitglieder. Gleichzeitig handelt es sich auch um eine Gruppe von Menschen, die in der Analyse von Daten exzellent geschult und deshalb für uns doppelt wertvoll sind. Unsere ersten Versuche einer Kontaktaufnahme mit der IT-Welt waren ein bisschen holprig, aber glücklicherweise ist der Sohn eines unserer langjährigen Mitglieder auf diesem Gebiet hochqualifiziert, und es ist uns gelungen, ihn von der Bedeutung unserer Arbeit zu überzeugen. Seit er mit von der Partie ist, hat sich die Beitrittsquote aus IT-Berufen vervierfacht, und der Trend geht weiter nach oben.«

Dann wissen wir jetzt auch, warum Tahar mich heute Abend begleiten durfte und warum die Denic-Registrierung der Gilde-Domain auf Van Helsing, einen von Tahars Hacker-Kollegen, angemeldet war.

»Das heißt, Sie arbeitön jetzt mit einör Datenbanklösung statt mit handschriftlichön Aufzeichnungön?«

»Ganz recht.«

»Ich könnte mir vorstellen, dass Sie sehr viel mehr relevante Ergebnisse bekommen, wenn Sie jetzt alles in einer Datenbank pflegen und dann auch entsprechend komplexe Auswertungen gefahren werden können?«, spekulierte ich.

»Auch das ist richtig.«

»Wovon ich ehrlich gesagt noch gar keine Vorstellung habe, ist, was für Hinweise Sie so entdecken oder, besser gesagt, auf was für Missetaten Sie stoßen.«

Die Präfektin nickte – sie hatte diese Frage erwartet. »Ich bin manchmal selbst erstaunt, wie vielfältig die Verstöße

sind, die unseren Mitgliedern auffallen. Es ist eigentlich alles dabei vom Taschendiebstahl über kleinere Betrügereien, die jemand zufällig mitbekommt, über Brandstiftung bis hin zu Mord und Totschlag. Gerade die Art von Mord, die häufig übersehen wird.«

Ich runzelte die Stirn, dann ging mir auf, worauf sie anspielte. »Sie meinen die Art, wo jemand, der alt und krank ist, der Familie lästig wird – und gleichzeitig noch was zu vererben hat? Die Art, wo so eine Person ganz überraschend im Schlaf verstirbt, weil jemand unauffällig mit einem Kissen nachhilft?«

»Ich sehe, Sie kennen die traurigen Statistiken. Viele unserer Mitglieder, die als Reinigungskräfte arbeiten, sind ja auch in Privathaushalten tätig. Manchmal arrangieren es die Täter sogar so, dass es die Putzfrau ist, die den Toten morgens findet. Wir hatten bereits eine Reihe von Fällen in ganz Deutschland, wo unsere Mitglieder aus unterschiedlichen Gründen misstrauisch geworden sind und sich der Tod bei genauerer Untersuchung tatsächlich als Mord herausstellte.« Sie machte eine kleine Pause und sprach dann weiter. »Aber man muss schon sagen, dass wir es viel häufiger mit kleinen Sachen zu tun haben als mit Kapitalverbrechen. Auch ausgewachsene Wirtschaftskriminalität war bisher eher selten. Man bekommt eher mal mit, wenn jemand im Frisörsalon in die Kasse greift, als dass man eine Unternehmensleitung wegen Steuerbetrugs erwischt. Trotzdem kommen auch diese größeren Fälle vor.«

»Und was machen Sie dann mit diesen Hinweisen, wenn sich herausgestellt hat, dass Sie einem Verbrechen auf der Spur sein könnten?«

»Ganz zu Beginn gab es in unseren Kreisen starke Tendenzen, selbst ermittelnd tätig zu werden. Das hatte ein bisschen was von Miss Marple, allerdings ohne deren

beeindruckende Aufklärungsquote. Nach einiger Zeit hat man sich dann eingestehen müssen, dass wir zwar in einer idealen Situation sind, Hinweise aufzuspüren, dass aber die Ermittlungen in professionellen Händen besser aufgehoben sind.«

Tahar und ich tauschten einen Blick. Endlich begannen wir zu ahnen, warum die Gilde an uns herantreten war.

»Als das der damaligen Führung der Gilde klar wurde, begann man, in den verschiedenen Regionen jemanden zu suchen, der bereit war, unsere Hinweise aufzugreifen und damit zu arbeiten – ohne dass jedes Mal unsere Mitglieder ans Licht der Öffentlichkeit gezerrt würden. In der Region Aachen hat man sich damals entschlossen, jemanden anzusprechen, der noch recht jung war, weil man glaubte, dass so jemand für unsere Idee offener sein könnte als ein eingefleischter, alter Ermittler. Auch waren wir an einer möglichst langfristigen Zusammenarbeit interessiert.«

»Ich nehme an, Sie haben damals tatsächlich jemanden gefunden?«

»Das ist richtig.«

»Und dieser Jemand war Privatdetektiv.«

Die Präfektin schüttelte den Kopf. »Dieser Jemand war hier in Aachen Polizist. Beamter bei der Kriminalpolizei, um genau zu sein, und bis zuletzt im Kriminalkommissariat 11, das – wie Sie wissen – unter anderem für Mordermittlungen, gefährliche Körperverletzung und Brände zuständig ist. Er hat nun aber seinen wohlverdienten Ruhestand angetreten.«

»Hauptkommissar Hubensteiner«, sagte ich, da der der Einzige war, der in letzter Zeit im KK 11 der Aachener Polizei in Pension gegangen war. Von Körber wusste ich, dass Hubensteiner im Aachener Präsidium eine Legende war, weil er eine nahezu unheimliche Gabe zu haben schien, auf Verbrechen aufmerksam zu werden und nicht

nur das KK 11, sondern auch die anderen Kommissariate immer wieder auf Übeltaten hinzuweisen, die sonst niemand bemerkt hätte. Jetzt gab es also für diese »Gabe« eine logische Erklärung.

»Richtig. Da diese Pensionierung nicht überraschend kam, hatten wir bereits vor einigen Jahren damit begonnen, die Nachfolge von Kommissar Hubensteiner zu regeln. Allerdings hat uns das Schicksal diesmal einen sehr bösen Streich gespielt, denn unsere neue Kontaktperson ist vor einigen Monaten bei einem Unfall ums Leben gekommen. Das hat uns gezwungen, uns nach Alternativen umzusehen.«

»Und dabei sind Sie auf mich gekommen.«

»Ganz recht.«

»Warum nicht nach einer neuen Kontaktperson bei der Polizei Ausschau halten?«

»Das haben wir natürlich als Erstes überlegt. Aber da wir sowieso schon gezwungen waren, neu nachzudenken, brachten einige unserer Mitglieder die Option eines privaten Ermittlers zur Sprache. Nicht in jedem Bezirk der Gilde ist der Kontakt Polizist, und dieses Alternativmodell hat sich ebenfalls schon vielfach bewährt.«

»Warum ausgerechnet ich?«

»Bei Ihnen kommt eine Reihe interessanter Faktoren zusammen. Sie sind noch sehr jung, bringen jedoch trotzdem schon einiges an Erfahrung mit. Und Ihre Aufklärungsquote in den letzten Monaten hat uns sehr beeindruckt.«

»Das war nicht allein mein Verdienst«, sagte ich ehrlich.

»Das ist uns bewusst, und genau dieses bunte Team, mit dem Sie arbeiten, macht Sie für uns noch interessanter. Und dass Ihr Lebensgefährte bei der Kripo ist, hat Ihrer Kandidatur auch nicht geschadet.«

»Meiner Kandidatur?«, fragte ich verblüfft. »Ich wüsste nicht, dass ich mich beworben hätte.«

Die Präfektin schmunzelte. »Auf diese Position kann man sich auch nicht bewerben. Sie werden berufen.«

»Und wenn ich nicht berufen werden möchte?«

Tahar warf mir einen überraschten Blick zu. Er kannte mich gut genug, um zu wissen, dass mein Interesse längst geweckt war.

Die Präfektin schwieg eine Weile. »Das wäre äußerst bedauerlich, aber ultimativ nichts, was wir ändern könnten.«

Ich sah mich noch einmal im Raum um. »Nehmen Sie es mir nicht krumm, aber wäre es nicht einfacher gewesen, mich einfach direkt anzusprechen? Ist dieser ganze Mummenschanz hier wirklich nötig?« *Abgesehen davon, dass Tahar wahrscheinlich weniger als fünf Minuten braucht, um herauszufinden, unter welchem Namen der Rittersaal der Burg Stolberg heute Abend gemietet wurde.*

Ein missbilligendes Raunen ging durch den Saal, und auch die Präfektin nahm meine Frage nicht mit Humor. »Das, was Sie als ›Mummenschanz‹ bezeichnen, sind althergebrachte Rituale unserer Gilde, die nicht nur aufgrund unserer Tradition aufrechterhalten werden, sondern auch einen Zweck erfüllen.«

»Und der wäre?«, fragte ich skeptisch.

»Die alteingesessenen Mitglieder jedes Gildebezirks kennen sich, und in unseren alltäglichen Transaktionen tragen wir auch keine Masken und Umhänge. Es gibt jedoch bei uns – wie vermutlich in jeder Organisation – Rituale, die entweder bewusst von jemandem ins Leben gerufen wurden oder sich im Laufe der Zeit entwickelt haben. Unsere Umhänge und Masken erfüllen einerseits einen ganz praktischen Zweck. Die Identität der

Gildeschwestern und -brüder wird neuen Mitgliedern zum Beispiel erst enthüllt, wenn sie ihre Probezeit überstanden haben.«

»Einö Probözeit?«, fragte Tahar. »Wie lang ist die denn?«

»Es gibt keinen fixen Zeitraum. Das Führungskomitee des jeweiligen Bezirks entscheidet, wann der Punkt für einen Kandidaten oder eine Kandidatin gekommen ist, volles Mitglied und in die geheimen Aspekte unserer Gilde eingeweiht zu werden. Wir wollen sicher sein, dass ein zukünftiges Mitglied Integrität besitzt, vertrauenswürdig ist und vor allem absolut verschwiegen. Wir können niemanden gebrauchen, der unsere Organisation für Denunziantentum oder gar persönliche Rachefeldzüge benutzen will.«

»Das kommt vor?«, fragte ich.

»Das kommt vor«, bestätigte sie. »Bis wir sicher sind, dass jemand wirklich in jeder Hinsicht zu uns passt und aus der richtigen Motivation heraus agiert, erfährt die Person nicht, wer außer der ursprünglichen Verbindungsperson in der Gilde ist.«

»Wie kontaktieren Interessenten Sie denn?«

»Gar nicht. Wir sind es, die interessante Kandidaten und Kandidatinnen ansprechen. Wir sind sehr weit verzweigt, und mit der Zeit lernt man, welche Art von Mensch zu uns und unseren Zielen passt und welche nicht. Es sind hauptsächlich die Brüder und Schwestern, die schon lange dabei sind, die neue Mitglieder ansprechen. Ihre Erfolgsquote ist am höchsten.«

»Und andererseits?«

»Wie bitte?«

»Sie haben gesagt, einerseits würden Masken und Umhänge einen praktischen Zweck erfüllen. Was ist der andere Zweck?«

»Die Masken und Umhänge haben für uns auch einen starken symbolischen Charakter. Wir sind in der Gilde nicht Erna Meier oder Bruno Müller. Unsere Identitäten treten hinter unsere Rolle als Gildemitglied zurück. Nicht unsere Individualität ist es, die uns so schlagkräftig macht, sondern die Tatsache, dass wir zusammenarbeiten, dass wir uns alle in den Dienst der größeren Sache stellen. Wir sind unsichtbar – nicht nur als Berufsgruppen, denen wir angehören, sondern auch und vor allem als Teil des großen Ganzen. Niemand hier will sich profilieren, sondern wir alle wollen zu etwas Wertvollem beitragen. Gelingt es, ein Verbrechen aufzuklären, gebührt der Dank immer der Gilde, nie der einzelnen Person. Es ist unser Zusammenhalt in der Gilde, unsere Zusammenarbeit, die uns die Macht gibt, die wir besitzen. Und die Gilde muss sicherstellen, dass alle ihre Mitglieder verantwortungsvoll mit dieser Macht umgehen. Deshalb erfährt in den allermeisten Fällen außer den Buchwächtern auch niemand, wessen und welche Hinweise letztendlich zur Aufklärung eines Verbrechens beigetragen haben.«

»Aber es weiß doch jeder, welche Hinweise er oder sie gegeben hat.«

»Natürlich, aber er oder sie kennt nur seine eigenen Hinweise, nicht die der anderen.«

Sie schwieg, und ich musterte sie eine Weile, bevor ich sagte: »Mal angenommen, ich wäre interessiert – ist Ihr Angebot einer Zusammenarbeit ein allgemeines oder geht es wieder um ein konkretes Verbrechen, dem Sie auf die Spur gekommen sind?«

Sie ließ einen Augenblick verstreichen, bevor sie sagte: »Beides, Frau Sander. Beides.«

* * *

Trotz der Hinweise auf den Postkartenkiller, der ohne die Gilde womöglich noch jahrelang unentdeckt weiter gemordet hätte, hatte ich nicht damit gerechnet, dass sich hinter dem ganzen Gilden-Spuk tatsächlich etwas Ernstzunehmendes verbergen könnte. Als ich nun neben Tahar im einladenden Trauzimmer Platz nahm, das durch eine Tür direkt mit dem Rittersaal verbunden war, musste ich mir selbst eingestehen, dass die Präfektin ihre Angel clever ausgeworfen und mich so gut wie an Land gezogen hatte.

Jetzt saßen Tahar und ich in trauter Zweisamkeit vor dem eher nüchternen Tisch, hinter dem normalerweise der Standesbeamte Platz nahm, und warteten auf die Präfektin. In der Ecke unter dem Fenster stand ein verhüllter Flügel, und hinter dem Stuhl des Standesbeamten prangte ein großes *Ja* an der Wand.

»Ob die Angst haben, dass jemand seinen Text vergisst?«, flüsterte ich und zeigte auf das überdimensionierte *Ja*.

»Kann ja schon mal passierön in der Aufregung«, flüsterte Tahar zurück und fuhr grinsend fort: »Wenn Körbör hört, wo ich heutö Abönd mit dir war, kann ich mich schon mal warm anziehön.«

»Auf das ›Ja‹ kannst du lange warten«, grinste ich zurück. »Du hast ja nicht mal 'nen Ring dabei.«

»Ach was, irgendwo in der Nähö werdön sie schon einön Kaugummiautomatön habön«, gluckste er und verstummte, als die Präfektin durch die Tür trat und diese energisch hinter sich schloss.

Mit einer geübten Bewegung schwang sie den grauen Umhang beiseite, damit sie sich setzen konnte, und legte ein gerolltes, antik aussehendes Schriftstück auf den Tisch, das stilecht mit einem roten Wachssiegel verschlossen war. Sie deutete mit der geöffneten Hand darauf. »Bitte, Frau